

## **Kritik der Kirchensprache**

Der Fremde wird der Botschaft nicht froh. Ungetauft, nicht konfirmiert, durch Zufall oder auf Sinnsuche in die Kirche geraten, hört er sie wohl, allein ihm fehlt der Glaube. Und nicht nur der. Ihm fehlen auch die Voraussetzungen, das, was er dort hört, zu verstehen.

Nicht, dass die Worte ihm fremd wären. Aber Worten gibt ja erst der Kontext Bedeutung. Was jeder überprüfen kann, indem er jemanden unvermittelt fragt, ob auch Äbte Klee mähen. „Mäh'n Äbte Klee?“ Er wird nicht verstanden. Auch wenn der Gefragte weiß, was mähen ist, was Äbte sind, was Klee ist. Er wird erst verstanden, nachdem von Klöstern, Mönchen, Äbten, von Ernte und Viehfutter die Rede war. Und Mitteilungen wie: dass Gott uns seinen Sohn gab, dass es ein Reich Gottes, dass es einen Heiligen Geist gibt, sind dem Fremden genauso verständlich wie dem plötzlich Gefragten: „Mäh'n Äbte Klee“.

In einem großen Teil dessen, was in Kirchenschiffen transportiert wird, erkennt ein Fremder nicht mehr das, was er braucht. Das liegt zum einen – und zum geringeren – Teil daran, dass der Mensch, der dort spricht, er oder sie im schwarzen Talar, der großen Familie, die sich Evangelische Kirche nennt, so selbstverständlich angehört, dass ihm nicht mehr bewusst wird, wie oft er sich der Familiensprache bedient, jener von Zitaten, Anspielungen und Nachahmungen durchsetzten Sprache, die sich in jeder Familie entwickelt und deren Aufgabe es ist, die Mitglieder zu verbinden, indem sie immer wieder gemeinsame Vergangenheit evoziert, die aber den Hinzukommenden, wenn ihm nichts erklärt wird, ausschließt.

Wobei das mit der Familiensprache hier durchaus nicht nur metaphorisch gemeint ist. Wenn aus Kindern von Pastoren

wieder Pastoren werden - oder Diakone, Katecheten und Kirchenmusiker -, erfüllt es sich auch im Wortsinn. Wer mit der Lutherbibel aufgewachsen ist, kann selbstverständlich auch singen, dass unser Gott ein' feste Burg ist. Ihm, der schon an Kindergottesdiensten teilnahm, wird ebenfalls selbstverständlich sein, dass man in Bayern mit „Grüß Gott“ grüßt, in Brandenburg mit „Guten Tag“ und in der Kirche mit einem Wort. *Ich grüße Sie mit dem Wort des Propheten Jeremia ...* Der wird, weil er schon in der Christenlehre gehört hat, wie angstvoll Jesus sich auf Folter und Hinrichtung gefasst zu machen versuchte, das auch dann noch verstehen, wenn es *Zurüstungen zum Leiden* genannt wird. Und keinesfalls wird jemand, dem man Christenlehre und Konfirmandenunterricht angedeihen ließ, dann, wenn eine Predigt der Frage gilt *wie Gott den Menschen zubereitet*, dabei an Fernseh-Kochstudios denken.

Aber der Fremde?

Der für sich vielleicht einen Weg sucht? (Und die Wahrheit und das Leben?) Der vielleicht hofft, in der Kirche mehr als sakrale Baukunst zu finden, mehr als Bildwerke, die sich ihm wegen der biblischen Sujets nicht erschließen?

Der Fremde, der ja auch nicht vom Brot allein lebt? Und dessen Hunger vielleicht schon so groß ist, dass er Bücher über Zauberwelten verschlingt, Esoterisches prüft, ob es nicht Wegzehrung sei, aufhorcht, wenn eine Physikerin von der 5. Dimension redet, uns so nah wie ein Duschvorhang dünn ist, und der die Sehnsucht nach einem Reich, das zwar unsichtbar, aber mitten unter uns ist, mit viel mehr Menschen teilt als es Kirchgänger gibt?

Und der nämlich, wenn er ein städtischer Angestellter ist, schon erlebt hat, dass Planstellen *„in die Konsolidierung gegeben“* werden, worunter sich das Verschwinden von Arbeitsplätzen zugunsten städtischer Haushaltssanierung verbirgt. Wenn der nun hört, Gott habe seinen Sohn *„in den Tod gegeben“* – was versteht der?

Hinzugehen und zu lehren alle Völker, das eigene auch, war zu jeder Zeit schwer. Jedenfalls dann, wenn mehr gepredigt werden soll als Moral. Bei der kann man sich ja noch an die jeweils geltende halten, jene wandelbare, die mit ledigen Müttern und geschiedenen Pastoren mal streng und mal weniger streng verfährt. Aber bei dem, was *über* aller Moral ist, über allen Normen, Regeln, Vorschriften und Gesetzen, was alles ja, wie Jesus gelehrt hat, um des Menschen willen gemacht ist und nicht der Mensch um der Vorschriften willen – bei dieser frohen Botschaft hat man den Halt in gesellschaftlicher Übereinkunft nicht mehr.

Bei der kann man sich nur an das Geschehene halten. An das Geschehen, das in Betlehem begann, als das Wort Fleisch wurde, das Abstrakte fassbar, die Wahrheit konkret. Als ein Neugeborenes, Hilfloses für uns maßgebend wurde. Zum Maß all unsrer Einrichtungen, denn was sind sie wert, wenn sie dem Geringsten nicht helfen. Beharrlich führte Jesus alle Fragen, mit denen man an ihn herantrat, auf diese eine Frage zurück.

Und wurde dafür gerügt wie jeder, der die Liebe höher stellt als das Gesetz, dem der lebendige Mensch wichtiger ist als jegliche Vorschrift. Wurde beargwöhnt wie jeder, der Überkommenes zu prüfen wagt. Wurde verleumdet, verhaftet, gequält und getötet. Und wenn man das nun einem Menschen sagen soll, dem die Kirche fremd ist, zu ihm vom Reich Gottes reden soll, in dem all das gilt, was Jesus wollte; wenn man ihm den Geist vor Augen stellen will, in dem Jesus lebte und lehrte, jenen Geist, der Jesus so heilig war, dass er nicht bereit war, dem zu vergeben, der diesem Geist zuwider handelt, - wenn man davon reden will, dann muss man, weil es um unsichtbare Zusammenhänge geht, in der sichtbaren Welt dafür Entsprechungen finden.

Jesus entnahm sie der ihn umgebenden: Das Reich Gottes sei gleich einem Senfkorn, einem Sämann, einem Sauerteig, denn Senfkorn, Sämann und Sauerteig – das kannte zu seiner Zeit jeder. Auch Begebenheiten mit Fischnetzen und Weinbergen, mit anvertrautem Geld und dem Wachsen der Saat.

Es begab sich aber - und das ist der andere Grund dafür, dass dem Fremden im Kirchenschiff heute manches wie Brauchtum vorkommt und nicht wie das, was er braucht - es begab sich aber zu der Zeit des Kaisers Augustus.

Mit dem historischen Abstand zur Zeit des Kaisers Augustus wachsen die Schwierigkeiten, vom Evangelium zu reden. Die Gleichnisse, mittels derer sich Jesus erklärte, bedürfen inzwischen selbst der Erklärung. Wenn man nicht weiß, dass die Samariter damals vom jüdischen Standpunkt aus Ketzer waren, wird man das Gleichnis vom barmherzigen Samariter nicht mehr richtig verstehen. Man wird in der Erzählung von Priester und Levit, die an einem Hilflosen vorbei zum Tempel eilen, nur noch die unterlassene Hilfeleistung erkennen, nicht den unterlassenen Gottesdienst, um den es in Wirklichkeit geht. „Was ihr nicht getan habt einem von den Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan“, sagt Jesus. Nicht die beiden Tempelgänger in diesem Gleichnis, sondern der Fremde darin diente Gott.

Eine Veranschaulichung ist deshalb notwendig, weil Bilder am ehesten in unser Innerstes sinken, dorthin, wo sich unsere Überzeugungen bilden. Die Entsprechungen im Sichtbaren, die zur Veranschaulichung notwendig sind, erfüllen ihre Aufgabe am besten, wenn sie der Lebensumwelt des Hörers entstammen, was Luther wusste, als er, die Bibel übersetzend, nach eigener Auskunft den Leuten aufs Maul sah.

Aber wir? Wir sehen seit fünfhundert Jahren Luther aufs Maul! Und Metaphern und Phraseologismen, wenn sie so alt sind, erreichen den verarbeitenden Verstand oft nicht mehr. Es tritt beim Zuhören derselbe Effekt ein, den man beim Lesen von epigonaler Dichtung kennt: Ein Gedanke kann noch so neu, eine Mitteilung noch so wahr, eine Botschaft noch so brisant sein – werden sie in traditioneller Form übermittelt, nimmt man das

Ganze als schon bekannt wahr und die ihm innewohnende Mitteilung nicht mehr auf.

Das Tradieren des *Inhalts* der Botschaft ist notwendig, nicht das Tradieren der Form.

So wichtig es ist, im Umgang mit der Bibel nach der Bedeutung dieses oder jenes Ausdrucks zu fragen - etwa ob Matthäus 5,5 wie bei Luther mit „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen“ zu übersetzen ist oder mit „...denn sie werden Töchter und Söhne Gottes heißen“, eine Übersetzung, die von Töchtern, von Theologinnen gewählt wurde, auf dass sie nicht schon wieder, wie schon so oft, von ihren Brüdern übergangen würden -, so wichtig, wie gesagt, die Frage nach einem Ausdruck auch ist, noch wichtiger ist die Frage nach seiner Funktion.

Hier zum Beispiel, bei der in Matthäus 5,5 erwähnten Gotteskindschaft, besteht sie im Verweis auf unsere Herkunft, auf unser Erbe, auf ein bestimmtes Verhältnis zur Schöpfung. Nichts gegen Traditionen wie die, dass seit fünfhundert Jahren der evangelische Pastor den schwarzen Talar trägt. Aber alles für ein Bekanntmachen der Botschaft wie damals zu Pfingsten. Wie damals, als Jesus nicht mehr sichtbar anwesend war, die Jünger, auf sich gestellt, in seinem *Geist* sprachen und jeder verstand, was gesagt wurde, auch jeder Fremde!

Es geht um das Wichtigste. Es geht in einer Welt, die vor allem nach der Effizienz des Menschen fragt, um die Frage nach seiner Existenz. Ob sein vergänglicher Körper alles ist, was ihn ausmacht. Ob mit einer Allgegenwart zu rechnen ist, deren Söhne und Töchter wir sind. Ob es erlösend ist, zu hören, wofür Jesus starb: dass einem verziehen wird, wenn man ihm glaubt. Dass man, wenn man gefallen ist, sich wieder erheben, dass man aufstehen, wandeln, sich wandeln kann.

Es geht darum, die Kluft, die zu Jesu Zeit noch gar nicht bestand, denn da gab es den Atheismus im heutigen Sinne

noch nicht, wieder zuzuschütten im Hinblick darauf, dass die Naturwissenschaft dem nicht mehr widerspricht.

Markolf Niemz, Physiker und Professor für Medizintechnik, stellt in seinem Buch „Lucy mit C“ physikalische und theologische Begriffe, die den gleichen Sachverhalt bezeichnen, einander gegenüber. Da entspricht dem *vergänglichlichen Körper* die relativistische Massenzunahme, der *Ewigkeit* der Grenzfall der Zeitdilatation, der *Allgegenwart* der Grenzfall der Längenkontraktion, was nun nicht heißen soll, es empfehle sich, die ältesten und treuesten Gottesdienstbesucherinnen künftig mit dem Welle-Teilchen-Dualismus als Ausdruck des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch zu erschrecken, was aber heißen soll, dass das eine Sprache ist, die die Physiker unter den Fremden verstehen.

„Keine neue Sprache“, sagt die Dichterin Ingeborg Bachmann, „ohne einen neuen Geist.“

Der ist in diese Welt mit Jesus gekommen.

Dass der alte, jener, der mehr das Gesetz vertritt als den menschlichen Einzelfall, dass der pharisäische Geist gelegentlich auch in der Kirche etwas zu sagen haben will, was sich übrigens, wenn er spricht, formal in der Verwendung von sprachlichen Fertigteilen zeigt, das soll uns nicht anfechten. Auch er wird gebraucht. Er ist der Hüter des Festen, des Statuarischen, der Geist der Statuten.

Der Geist, der Jesus heilig war, hingegen ist auch der, der belebt. Nach dem Konzil von Nicäa im Jahre 325 hat man den Heiligen Geist den „Lebendigmacher“ genannt.

Um diesen Geist dürfen bitten.